Die Langsteiner.

Ein süddeutscher Roman von K. v. Perfall.

(12. Fortsetzung und Schluß.)

Je näher sie an das Weinhaus kamen, desto mehr verlangsamte Ernst seine Schritte, bis endlich Ratzenberg mit den Worten: Wenn wir in dem Tempo fortfahren, brauchen wir noch eine Stunde! seinen Arm in den Ernsts legte und denselben auf diese Weise zwang, sich nach seiner Gangart zu richten. Das Geschäft war geschlossen. Auf einem der vor den Fenstern herabgelassenen Eisenläden las Ernst im Scheine der Straßenlaterne die aufgeklebte Bekanntmachung: „Für heute geschlossen wegen Geschäftsübergabe."

Was bedeutet das? fragte er Ratzenberg.

Es bedeutet, daß mein Herr Schwiegervater sich selbst zum Privatier ernannt hat, antwortete dieser.

Und wer—? fragte Ernst.

Wer sein Nachfolger wird? Warum interessirst du dich denn dafür? fragte Ratzenberg dagegen im selben Augenblicke, als er den Freund, der Miene machte, stehen zu bleiben, halb gewaltsam unter die neben dem Geschäftslocale befindliche Hausthür zog. Ernst fühlte ein lebhaftes Herzklopfen, und in seinem Kopfe wirbelten so viele Gedanken, daß er eine ihm auftauchende Ahnung nicht weiter verfolgte, sondern sich stumm von Ratzenberg über den kleinen Flur führen ließ, auf dessen schwarz und weiß carrirtes Steinpflaster das Licht einer großen, von der Decke niederhängenden Gaslaterne fiel.

In ihm lebte das halb ungeduldige, halb bängliche Gefühl eines Menschen, der ein Haus in dem Bewußtsein betritt, daß er es mit noch unbekannten, aber für sein Leben entscheidenden Erfahrungen verlassen wird.

Tritt einstweilen hier ein! sagte Ratzenberg, nach der dem Eingange gegenüber den Flur beschließenden braunen Thür deutend. Ich muß doch erst deine Frau vorbereiten, daß du hier bist.

Ernst zögerte einen Augenblick, ehe er die Hand an die Klinke legte.

Nur hinein! Es ist niemand drinnen! sagte Ratzenberg, unter einer andern Thür stehend, die er erst öffnete, als Ernst in jene eingetreten war.

Wir haben ihn! In der Schlafstube ist er! rief er dann in das Zimmer eintretend, in welchem die Brauersfamilie bei seiner Frau und seinen Schwiegereltern vor einem für die Abendmahlzeit zugerichteten und mit mehreren Weinflaschen besetzten Tische saßen. Auguste sprang auf und, ohne weiteres aus Ratzenbergs Mund abzuwarten, eilte sie durch das anstoßende dunkle Zimmer, einen Stuhl, an den sie stieß, beiseite schleudernd, und öffnete hastig die Thür, welche in die Schlafstube führte.

Es war verabredet gewesen, daß Ernst hier zuerst mit Auguste allein zusammentreffen sollte, und eine kleine Lampe war deshalb auf einen Tisch gestellt. Nicht eine Minute war seit seinem Eintritte vergangen und er hatte noch keine Zeit gehabt, sich zu sammeln und das ungestüme Pochen seines Herzens zu beschwichtigen, als ihn das Geräusch einer lärmend zufallenden Thür und gleich darauf das Gepolter des umgestürzten Stuhles wie zwei rasch aufeinanderfolgende elektrische Schläge traf. Er fühlte, wie das Blut aus dem ganzen Körper wich und ungestüm gegen das Herz drängte, und im selben Augenblicke klang ein lauter Aufschrei an sein Ohr.

Augustens Arme umschlangen seinen Hals jetzt und sie barg unter krampfhaftem Schluchzen den Kopf an seiner Brust.

Ratzenberg erzählte unterdessen den übrigen, wie es ihm nur mit Hilfe einer kühnen Lüge gelungen sei, Ernst hierher zu bringen. Man sprach noch weiter über Ernsts Charakter und über die Hoffnungen, welche er für die Zukunft biete, sowie über die Art, mit welcher man ihm die augenblickliche Lage erleichtern müsse. Während der Brauer sich völlig versöhnt erklärte und versicherte, er wolle dem Schwiegersohn nicht mit Vorwürfen lästig fallen, sprach sich die Brauerin dahin aus, daß ein bischen Schelte dem jungen Herrn nichts schaden könne, und die mannigfachen Einwände, welche ihr von Ratzenberg, Frau Luise und auch der erfahrenen Mutter der letztern gemacht wurden, beantwortete sie mit den Worten:

Seid nur beruhigt! Den Kopf reiße ich ihm nicht ab! Aber dazu kann ich mich einmal nicht verstehen, einen Uebelthäter wie einen Kranken zu behandeln oder wie ein zerbrechliches Ding, das man in Baumwolle einwickelt. Wenn man so mit dem Schuldigen verfährt, was hätte ich dann mit der armen Auguste thun müssen, die unschuldig so viel gelitten hat? Eine kleine Predigt wird ihm nicht erlassen!

Man gestand der Brauerin die Berechtigung zu dieser Auffassung bereitwillig zu, bemühte sich aber lebhaft, sie möglichst milde zu stimmen. Ihr Gatte, welcher es als eine Pflicht der Bildung erklärte, gewisse Dinge mit diplomatischem Schweigen zartfühlend zu übergehen, erzielte zwar keine andere Wirkung seiner wohlgesetzten Rede, als die Antwort:

Mich kriegst du damit nicht! Grade wenn Schweigen gebildet ist, rede ich, damit der Herr Schwiegersohn weiß, wie unsereins diese Dinge anschaut. Wenn er nicht gar so gebildet gewesen wäre, hätte er vielleicht eher Recht und Unrecht unterschieden, und jetzt kann's ihm nur gut thun, wenn er die Stimme einer Frau hört, die weiter nichts ist als ehrlich und rechtschaffen und die Dinge beim rechten Namen nennt, statt dafür so Redensarten zu gebrauchen, bei denen man beinahe glauben könnte, ein bischen mehr oder weniger Schlechtigkeit gehöre dazu, um ein Mann von Ansehen zu sein. Diese Schönrednerei, diese sogenannten gebildeten Ansichten haben ihn eben verführt, und er muß es hören, daß es für einen ehrlichen Menschen nur Gutes oder Schlechtes gibt und keine andern Namen. Dann wird er in der Zukunft eher wissen, was Mannespflicht ist, für den Gebildeten so gut wie für den Ungebildeten!

Sie haben ganz recht, Frau Kratzer, sagte jetzt Ratzenberg beifällig. Ich habe aber Freund Ernst schon dahin gebracht, daß er die Wahrheit nur in dem Einfachen und Natürlichen sucht, und er weiß es jetzt recht wohl, daß sein künftiges Glück davon abhängt, daß er nach denselben Grundsätzen lebt, die für alle Menschen gelten, und den Irrthum aufgibt, der höher Gebildete, der bessere Geist habe in Gefühlssachen andere Rechte und Ansprüche, als die einfachere, bescheidenere Intelligenz. Was das Wesen der Liebe und der Ehre betrifft, sind sich der Fürst auf dem Throne und der Arbeiter in der Vorstadt völlig gleich. Was sie unterscheidet, sind äußere Formen, oder eine feinere Ausschmückung des Wesentlichen, die wohl ihre Bedeutung haben, aber nicht für die Hauptsache gehalten werden dürfen. Das Leben aber hat unserm Freunde eine deutliche Lehre gegeben, worin diese Hauptsache besteht.

Worin? fragte Frau Luise schalkhaft.

Darin, daß die Ehe demokratisch ist, das heißt, daß keiner sich für bedeutender als der andere hält, und der Mann die Tugenden seiner Frau eben so wichtig findet, wie die Frau das höhere Wissen oder die größere Arbeitskraft des Mannes. Wie ein Staat zu Grunde ginge, der nur Staatsmänner und Gelehrte hat, aber keine Arbeiter, so ginge eine Ehe zu Grunde, welche auf den höchsten Idealen aufgebaut ist und der die feste Wurzel im praktischen Leben fehlt. Ernst war ein Schwärmer, der wie viele seiner Art, die Ehe mit einer romantischen Liebschaft verwechselte. Er hat jetzt gelernt, daß eine Geliebte ein Zeitvertreib, eine Frau aber eine Mitarbeiterin im Leben ist, welche ihre bestimmte Aufgabe hat, die erfüllt, aber auch, wenn sie erfüllt wird, durch Werthschätzung belohnt sein will.

Siehst du, sagte die Brauerin mit einer Bewegung gegen ihren Mann, das heiße ich gesprochen. Der Herr Professor ist gewiß gebildet und redet doch wie ein vernünftiger Mann! Frau Luise, Ihnen ist zu gratuliren! Geb's Gott, daß Ernst davon etwas gelernt!

Frau Luise sah mit einem stolzen Lächeln auf ihren Gatten und sagte:

Er ist ein so exemplarischer Ehemann, daß ich nicht einmal erfahre, wie es thut, wenn man etwas zu verzeihen hat!

Jetzt trat Auguste ein, ein glückliches Lächeln auf den Lippen, einen verzückten Glanz in den noch thränenfeuchten Augen. An ihrer Seite, Hand in Hand mit ihr, stand Ernst. Er hatte gebeichtet, reuig gebeichtet, und nichts von seiner Schuld verschwiegen oder beschönigt. Auguste hatte mit Geständnissen geantwortet, welche er mit dem Rufe beendigte: Du bist ein Engel, und ich kann deiner niemals würdig werden! Sie aber sagte, sie wolle kein Engel sein, sondern nur ein glückliches Weib, das lieben kann und wieder geliebt wird. Dann sprachen sie noch lange miteinander und mischten in die Worte die beredtere Sprache der Küsse, wie ein Liebespaar, das sich zum ersten Male findet.

Ernst war ein wenig scheu, als er in die von so vielen Menschen besetzte Stube trat. Als ihn aber der Brauer mit den Worten umarmte:

Willkommen, Ernst! Wir wollen nicht von der Vergangenheit reden, sondern nur von der Zukunft! Du allein hast uns noch gefehlt, um ihr mit muthiger Hoffnung entgegenzusehen, und jetzt wird alles gut werden.

Da gewann er Muth, küßte seinen Schwiegervater herzlich, trat zur Brauerin und sagte:

Verzeihen Sie mir auch, Frau Schwiegermutter!

Diese entgegnete:

Ich habe Ihnen eigentlich eine ganz ordentliche Lection halten wollen. Aber wo alles so vergnügte Gesichter um mich herum macht — mein Alter, der trocknet sich gar die Augen vor Freude — da soll einer mit einer Predigt kommen! Die Leute würden sagen, ich hätte kein Gefühl, wenn ich schimpfen kann, während die Auguste glänzt wie die Sonne im Juli! Ich schenk Ihnen also die verdiente Lection, verdienen Sie sich dafür eine Lobrede! Aufpassen werde ich Ihnen, und wenn's was gibt, jetzt bin ich in der Nähe, dann—dann bin ich eine Schwiegermutter, mit der man zu thun hat! Im andern Falle aber reden wir nicht von der großen Dummheit, die Sie gemacht haben, und Sie sollen mir ein lieber Sohn sein!

Dann schüttelte sie ihm die Hand.

Auguste hatte sich unterdessen mit Frau Luise unterhalten, die ihr Glück wünschte. Die beiden Frauen, welche sich von Anfang an zueinander hingezogen gefühlt hatten, tauschten die innigsten Freundschaftsbezeugungen aus.

Nun, wer hat Recht gehabt? sagte Ratzenberg, Ernst auf die Schulter klopfend.

Du hast dir einige Unwahrheiten erlaubt. Gott sei Dank, Unwahrheiten! entgegnete Ernst lächelnd.

Was konnt' ich anders? Ich bin sonst wahrlich kein Freund der Lüge, aber du hast mich ja gezwungen, mit dem jesuitischen Satze zu rechnen: Unrecht ist gut, wenn es zu Gutem führt. Sag aufrichtig, wärst du gekommen, wenn ich dir die genaue Wahrheit gesagt hätte?

Sogleich nicht! sagte Ernst jetzt zögernd.

Aber Ernst! rief Auguste.

Ich habe ja deine Engelsgüte nicht ahnen können! erwiderte er.

Donnerwetter! rief Ratzenberg. Ich schätze deine liebe Frau wahrhaftig hoch. Aber ich weiß nicht, warum man von einem Engel sprechen muß, wenn es sich um ein braves, großherziges Menschenkind handelt. Sag ihr, daß sie das Muster eines Weibchens ist und du thust ihr meiner Ansicht nach mehr des Lobes damit, als mit dem „Engel", den ich mir herzlich langweilig vorstelle.

Nun setzte man sich um den Tisch und es begann ein schönes Familienfest, bei welchem erst ernsthaft von der Zukunft gesprochen wurde und von dem freundschaftlichen Zusammenhalten der beiden Familien; dann, als Ratzenbergs Schwiegervater seinem Pächter auch die beste Marke des im Keller liegenden Champagners zeigte, kamen die heitern Töne zur Geltung. Die düstere Vergangenheit war begraben, alles athmete frische Hoffnung und selbst der vielgeprüfte Brauer nahm theil an den Neckereien, mit denen Ratzenberg und seine Frau das neuvereinte Ehepaar in Verlegenheit brachten. —

Die Wiedervereinten genossen hinfort des ungetrübtesten Glückes, das noch vermehrt wurde durch das schöne Freundschaftsverhältniß, welches sie an Ratzenberg und Frau Luise knüpfte. Ernsts literarische Erfolge waren keine solchen, wie sie der junge Schriftsteller wohl geträumt hatte, allein sie reichten hin, ihm den geachteten Namen eines talentvollen und vornehm schaffenden Künstlers zu erwerben. Damit war auch seinem Ehrgeize vollkommen Genüge gethan. Im Bewußtsein einer geachteten Stellung nach außen, welche zugleich die Mittel zu einer behaglichen Existenz im Stile wohlhabenden Bürgerthums bot, blieb ihm an der Seite einer braven und emsig schaffenden Hausfrau, welche ihm nie eine andere Miene als die des strahlenden Glückes entgegenbrachte, nichts mehr zu wünschen übrig, als wenige Monate nach der Geburt eines Ernst Ratzenberg eine Luise Sturm geboren wurde.

Mir ist's ganz recht, daß es kein Knabe geworden ist! sagte der vergnügte Vater zu Ratzenberg. Jetzt können unsere Kinder einmal ein Pärchen geben!

Einstweilen, Freund, antwortete Ratzenberg, können wir die Frage „ob Knabe oder Mädchen" noch öfter durchmachen, damit meine Buben und deine Mädel und umgekehrt doch genügende Auswahl haben!

Die Brauerin war von ihrem Schwiegersohne ganz entzückt, namentlich um die Zeit, als er die ersten Proben seines Talents als Vater ablegte. Sie selbst war eine musterhafte Großmutter und benutzte jeden Augenblick, welchen ihr das Geschäft zum freien Gebrauche ließ, den Enkel zu besuchen, mit der Kindsfrau über verschiedene Fragen der Erziehung oft sehr erhitzte Unterhaltungen zu führen und Tochter und Schwiegersohn über die Vorzüge der alten Sitten und den Unsinn dieser modernen Erfindungen der Herren Doctoren, die doch niemals Mutter gewesen seien, in längern Vorlesungen zu unterhalten.

Was das Geschäft anlangte, so hatten der Brauer und die Brauerin nur kurzer Anleitungen bedurft, um den alten Ruf desselben würdig aufrechtzuerhalten.

Die Stammgäste waren voll des Lobes über Küche und Keller und hatten auch bald Herrn Kratzer liebgewonnen, der sich in so gebildeter Gesellschaft ganz behaglich fühlte, nachdem er eine anfängliche Schüchternheit abgelegt hatte und mit altgewohntem Geschick wie in Langstein große Reden mit erborgten Gedanken hielt. Seine Gattin ließ ihn gern gewähren. Nur wenn er von Zeit zu Zeit etwas von Engrosgeschäft, Erweiterung des Locals, Delicatessenhandel und Aehnlichem sprach, kam ein gedehntes „Du!" von ihren Lippen, das ihn sofort verstummen, die Stammgäste aber in ein lautes Gelächter ausbrechen ließ.

Nur einmal noch glitt eine dunkle Wolke über sein Gesicht, als er in der Zeitung las, Ritter sei in den Landtag gewählt worden. Als bald darauf die Sitzungen eröffnet wurden, kam Ritter, den alten Freund zu besuchen und fand sich dann öfter mit mehreren Collegen aus dem Abgeordnetenhause ein. Als ihn einmal die Brauerin aufforderte, doch auch Auguste zu besuchen und sich persönlich von dem Glücke zu überzeugen, das er hatte mitbegründen helfen, gab er eine Antwort, welche diese für eine Zusage nahm. Aber der Landtag ging vorüber, ohne daß er jenen Besuch gemacht hätte, während Auguste es gleichfalls vermied, trotz der Aufforderung ihrer Eltern, an den Tagen in das Weinlocal zu kommen, an welchen Ritter sich fast regelmäßig einfand. Mit ihrem Gatten war er dagegen öfter zusammengetroffen und hatte nie versäumt, sie grüßen zu lassen.

Hier und da kam ein Langsteiner, der sich eben in der Residenz befand, in die Weinstube und erzählte, daß zu Hause so ziemlich alles im alten Geleise gehe. Wie früher Sturm und nachher Habicht, so berichteten die Leute, war jetzt Ritter, der im Brauhause Wohnung genommen hatte, bei den Langsteiner Damen der Hahn im Korbe. Nur war das Bedauerliche, daß er davon selbst gar keinen Gebrauch machte und sogar gegen die sehr deutlichen Bemühungen der Tochter des Gerichtsarztes sich vollkommen wie der blöde Schäfer in altmodischen Idyllen verhielt.

Auch von manchen anderen Personen, welche durch die Vergangenheit Interesse für die Brauersfamilie hatten, kam diese oder jene Kunde in die Weinstube oder zu Ernst Sturm. Ritter hatte schon erzählt, daß die Töchter des unglücklichen Majors mit ihrer Mutter in der Residenz lebten und einen Aufwand machten, welcher unmöglich von der kleinen Pension, die sie genossen, bestritten werden konnte. Als nun Ernst und Auguste die Oper besuchten, sahen sie die Majorin mit den beiden Mädchen in einer Loge. Die Kleidung der jungen Damen war von jener auffallenden Eleganz, welche in guter Gesellschaft nicht tactvoll gefunden wird, und die hübschen Gesichter trugen jenes eigenthümliche Gepräge, welches dem Kenner großstädtischen Lebens sofort die sichere Burgschaft gibt, daß hier ein achselzuckendes Urtheil keine Voreiligkeit sei. Während die ältere Schwester nicht ganz frei von einer gewissen Melancholie schien, welche glauben machen konnte, sie fühle sich nicht wohl in diesen hellen Seidenkleidern, dieser pikanten Frisur, und die Schminke bedecke eine von stillem Kummer gebleichte Wange, glänzte aus Leocadiens feuchten Augen ein brennendes Feuer, und auf ihren vollen Lippen lag ein halb übermüthig trotzendes, halb kokett lockendes Lächeln. Im Zwischenacte traten zwei Herren in die Loge, welche von den drei Damen mit den Zeichen lebhafter Vertraulichkeit begrüßt wurden.

Die Gesichtszüge dieser beiden noch jungen Männer kennzeichneten sie als jene mit dem oft chimärischen Nimbus fabelhaften Reichthums ausgestatteten Söhne des Ostens, auf „ow" „ski" oder „czy", welche die Hochschulen und Hauptstädte des civilisirten Europas besuchen, dort eine Weile die interessanten Helden und blendenden Don Juans spielen, um dann für immer in einem Neste der Walachei oder Bukowina's zu verschwinden oder besten Falles in St. Petersburg „Mütterchen" Rußland und „Väterchen" Zar nach dortiger Sitte um Armeelieferungen oder öffentliche Gelder zu betrügen.

Einige Zeit nach dieser Begegnung der Majorstöchter wußte Ratzenberg eine interessante Geschichte von der Gräfin Liebenthal zu erzählen, welche im Augenblicke das Tagesgespräch der vornehmen Gesellschaft bildete. Kurz zuvor hatte ein berühmter Violinvirtuose in der Residenz Concerte gegeben und derselbe war von der Gräfin nach gewohnter Weise in ihre Salons gezogen worden. Es schien jedoch, als ob die Dame sich nicht auf diese Ausschmückung ihres Salons durch den berühmten Musiker beschränkt hätte. Mit der tactlosen Anmaßung, welche eine hervorragende Eigenschaft solcher moderner Kunstreisender bildet, hatte derselbe in verschiedenen Kreisen von Beziehungen zur Gräfin gesprochen, welche auf einen andern als den üblichen Salonverkehr zu schließen erlaubten. Es wagte zwar niemand zu entscheiden, wie viel davon auf die Rechnung einer dünkelvollen Renommage zu bringen sei, aber die frivol sich belustigende Art, mit welcher jener Künstler seine „Abenteuer" zum Besten gegeben hatte, diente dazu, aus der Sache einen Skandal zu machen, der sich so sehr in alle Kreise der vornehmen Gesellschaft drängte, daß Gräfin Liebenthal unmöglich geworden war. Dies selbst erkennend, brach sie eines Tages mit ihrem ganzen Gefolge auf, um, wie es hieß, gesundheitshalber nach Italien zu gehen.

Du bist gerächt! sagte Doctor Ratzenberg am Schlusse seiner Erzählung zu Ernst.

Sie dauert mich doch! sagte Auguste.

Mich gar nicht! antwortete Dr. Ratzenberg. Sie war eine Kokette ohne die Schlauheit der echten Kokette, welche eine Blamage wohl zu vermeiden weiß.

Ernst verhielt sich vollkommen stillschweigend.

Ein Jahr war schon seit seiner Wiedervereinigung mit Auguste vergangen, als ihn Geschäfte in eine Zeitungsdruckerei führten. Dort traf er zu seinem Erstaunen den früheren Langsteiner Bezirksamtmann als Corrector beschäftigt. Der arg gealterte Mann, dessen Rücken tief gekrümmt war, sagte ihm, daß er von seiner kleinen Pension lebe und die nicht ganz unbedeutende Einnahme als Corrector für seine Söhne zurücklege. Dabei glänzten die Thränen in seinen Augen. Ernst brachte ihn dann in die Weinstube zu seinen Schwiegereltern, welche den würdigen Alten herzlich aufnahmen und gastlich bewirtheten. Dort erzählte er dann auch von seiner Tochter Beatrix, sie sei recht kränklich und huste viel, aber sie sei merkwürdig sanft und trage ihr schweres Geschick mit großer Ergebung, während sie durch Stickereien für ein großes Geschäft für den Haushalt miterwerben helfe.

Nach dem ersten Male kam der Bezirksamtmann öfter zu einem Schöppchen Wein, das er mit Ernst und Kratzer trank, dabei eine rührende Dankbarkeit in seinem milden Lächeln zeigend, daß man ihm so freundlich um vergangener Zeiten willen eine gütige Erinnerung schenke. Der Greis war das Bild sanfter Ergebung, bescheidenen Verzichtes auf jeden Lebensanspruch. Sein Händedruck war immer wie das letzte Freundschaftszeichen eines Scheidenden, in seinem Lächeln lag die Hoffnung auf Erlösung. Nur wenn er von seinen Söhnen sprach, leuchteten seine Augen in jugendlichem Feuer, kam Kraft in seine schüchterne Stimme, und der gebeugte Körper schien seine jugendliche Biegsamkeit zurückzugewinnen.

Eines Tages kamen ein paar Zeilen von ihm, die zum Leichenbegängnisse seiner Tochter einluden. Ernst und sein Schwiegervater gingen auf den Friedhof. Der alte Herr stand traurig vor dem Grabe und die Thränen fielen dick und schwer über das blasse, runzlige Gesicht, aber es war eine stille Trauer, kein lauter Schmerzensausbruch. Auf dem Heimwege erzählte er den beiden Männern, daß es sehr rasch gegangen sei mit Beatrix. Sie habe plötzlich einen Blutsturz bekommen. Der herbeigerufene Arzt sagte sogleich, es sei keine Rettung mehr möglich.

Es ist so das beste für mich! antwortete Beatrix darauf.

Und als sie starb, waren ihre letzten Worte: Gott sei Dank!

Als Ernst und Kratzer nach Hause kamen, sprachen sie mit ihren Frauen noch eine Weile über Beatrix und ihr Schicksal. Es waren gute Menschen, die da über die Todte sprachen, und sie sagten nichts anderes von ihr als: „Die arme Beatrix!

(Ende.)

Pariser Mordchronik.

Paris, 20. Jan. 1886.

Drei furchtbare Mordthaten halten augenblicklich die Pariser in ungewohnter Aufregung. Drei Morde in drei Tagen! Dabei nicht Morde gewöhnlicher Art, sondern nur solche, zu welchen gewissermaßen auf der „Hochschule der Beförderung vom Leben zum Tode" die Kenntniß erworben werden muß. Diese Hochschule, wo steht sie? Die Professoren derselben, wo doziren sie? Es ist das keine Ueberlieferung von Mund zu Mund. Diese Hochschule, sie steht in den französischen Romanen, unter dem Strich der Sousblätter, die Professoren sind die Dichter dieser Romane, da werden theoretisch alle die Möglichkeiten besprochen, wie man einen Menschen umbringen kann, ohne sofort den Verdacht auf sich zu lenken; welche Schliche man anwenden muß, um der Eventualität einer Gefangennahme zu entgehen. In dem soeben beendigten Prozesse, den man unter dem Namen „Le faux pendu" („Der falsche Gehängte") auf den Boulevards ausbrüllt, ist erwiesen worden, daß der zum Tode verurtheilte Monsieur Barbier sich in der Ausführung seiner Mordthat strikte den Vorschriften des Feuilletons seines Leibblattes angeschlossen hat.

Finanziell bedrängt, nicht mehr wissend, wovon er am nächsten Tage mit seiner Maitresse leben sollte, sah Barbier durch sein Opernglas verschiedentlich ein altes ihm gegenüber wohnendes Männchen seine Werthpapiere durchsehen, Coupons abschneiden und Geld zählen. Seine Phantasie regte sich um so mehr an diesen Operationen auf, je größer die Ebbe in der eigenen Kasse war. Eines Tages war er im Besitz eines Nachschlüsels zu der Wohnung des Alten. In seiner Abwesenheit schlich er sich in dieselbe ein, und als der Mann nach der Uhr heimkehrte, erdrosselt er ihn nach heftigem Kampfe. Bis dahin tritt der Mord nicht aus dem Rahmen eines gemeinen Raubmordes heraus. Nun kommt aber die Anwendung des Feuilletons. Barbier schleppt sein Opfer unter einen Nagel, dort bindet er ihm die Hälfte eines Strickes um, während er die andere Hälfte an den Nagel befestigt. Er will damit den Schein eines Selbstmordes erwecken. Der Student hat aber seine Lektion nicht hinreichend verdaut. Er fasert den Strick dort, wo er ihn durchschnitten, zwar etwas, aber nicht, wie sein Professor, der Romanschriftsteller, dieses vorschrieb, hinreichend aus, um den Eindruck des Reißens des Strickes hervorzurufen. Mit einer Puppe von der Größe und Schwere des Ermordeten angestellte Versuche ergaben ferner, daß Nagel und Strick viel zu schwach gewählt waren. Barbier fehlt ferner die elementare Bildung des Raubmörders. Er giebt Werthpapiere am Platze aus, regulirt sofort gewisse Rechnungen, zeigt zu offen seine neuen Reichthümer. Natürlich wird er gefaßt und zum Tode verurtheilt.

Viel raffinirter ist schon der Urheber des Mordes an dem Präfekten des Eure-Departements, Barreme. Derselbe verläßt seine Residenz, um auf wenige Stunden nach Paris zu gehen und mit seinem Minister zu konferiren. Um 6 Uhr Abends reist er mit der Westbahn wieder in seine an der Linie Paris-Dieppe gelegene Heimath Evreux zurück. Zu ihm setzt sich ein Herr ins Koupee, der ein Retourbillet für Mantes, etwa 57 Kilometer von Paris entfernt, hat. Der Schaffner macht diesen noch darauf aufmerksam, daß, wenn er von seinem Retourbillet, das nur bis Mitternacht gültig, Gebrauch machen wolle, er in Mantes sofort wieder umzukehren habe, und erhielt darauf nur ein: „Das thut nichts!" zur Antwort. Um 9 Uhr passirt ein Güterzug das von Paris etwa 17 Kilometer gelegene Maison Laffitte, ohne daselbst anzuhalten. Einer der Schaffner macht dem Stationsvorsteher verzweifelte Zeichen in der Richtung nach Paris. Eine Patrouille wird abgesandt und man findet den Leichnam des Eurepräfekten, die beiden Schläfen von einer Revolverkugel durchbohrt, die Augen mit seinem eigenen Taschentuche verbunden, die Kleider in schrecklicher Weise zerrissen. Was ist passirt? Der Reisegenosse Barremes hat den Augenblick abgewartet, wo der Zug die Brücke von Bezons erreichte, auf der infolge des Wagengeräusches ein Schuß in den Nachbar-Koupees nicht gehört werden kann. Er hat sich dann auf den vielleicht Schlummernden gestürzt und ihm die Revolverkugel in die Schläfe gejagt. Vielleicht um einen zu starken kompromittirenden Blutverlust zu hindern, vielleicht auch um den Schein des Selbstmordes zu erwecken, hat er seinem Opfer das Taschentuch um den Kopf gebunden und dann versucht, den Koupeeschlag zu öffnen, um den Ermordeten auf der Seite, wo derselbe saß, auf die Eisenbahnstrecke zu werfen. Das Fenster ließ sich nicht öffnen. Bei dem Versuche zerbrach es. In der Folge schleppte er den unglücklichen Präfekten auf die andere Seite des Koupees und warf ihn dort hinaus. Der Mörder, der eine genaue Kenntniß der Eisenbahnlinie haben mußte und dabei von nicht gewöhnlicher körperlicher Kraft gewesen sein dürfte, hatte seine Operation auf die Minute berechnet. Ein Zaudern, eine nicht gehörig kalkulirte Schwierigkeit — und der Leichnam flog mitten auf den Bahnhof der Station Maison Laffitte, da die Entfernung zwischen diesem und dem Thatort, der Brücke von Bezons, eine verhältnißmäßig unbedeutende ist. So setzte der Mörder ruhig seine Reise fort, entledigte sich in Mantes der im Koupee zurückgebliebenen Reisedecke des Präfekten, eine Operation, die von zwei jungen Mädchen bemerkt worden ist, und kehrte mit dem nächsten Zuge nach Paris zurück. Während man in Maison Laffitte noch unter dem Eindrucke des furchtbaren Ereignisses stand und mit den ersten Erhebungen über den Mord beschäftigt war, passirte der Mörder in aller Gemächlichkeit die Station. Die Rückfahrt aus Mantes ist durch die Nummer des Retourbillets konstatirt worden, da nur ein einziges für diese Station im Laufe des Tages in Paris ausgegeben war. Die Ursache des Mordes scheint Rache, nicht Raublust gewesen zu sein. Man fand bei dem ermordeten Barreme alle seine Werthsachen. Der Verdacht lenkt sich auf die Klasse der Kümmelblättchenspieler, die seit langer Zeit die Linie unsicher gemacht haben, und denen der Präfekt eine strenge Verfolgung angesagt hatte.

Bis jetzt hat man von dem Verbrecher keine Spur. Polizei und Gerichtsbehörden sind von einer Lässigkeit gewesen, die aller Beschreibung spottet, und die bei der heute stattgehabten Interpellation in der Kammer über diesen Fall der Ressortminister nicht hat vertheidigen können. Er hat sich darauf beschränkt, zu versprechen, auf eine Aenderung der Eisenbahneinrichtungen dergestalt hinzuwirken, daß ein absoluter Abschluß in den Coupees fernerhin nicht mehr möglich ist.

Noch stand man unter dem Eindruck dieses Ereignisses, als die Zeitungsjungen schon wieder ihren Ruf: „Lesen Sie den Mord in der Rue Caumartin!" erschallen ließen. Selbst starke Naturen fuhren bei der Nachricht von diesem neuen entsetzlichen, mitten in der Stadt zur Ausführung gelangten Verbrechen zusammen.

In der vierten Etage des Hauses 32 bewohnt der Cassirer eines hiesigen Clubs, Bles, mit seiner Maitresse eine kleine Wohnung. Als er in der Nacht gegen 3 Uhr in das gemeinschaftliche Schlafzimmer trat, fand er diese auf dem Boden ausgestreckt liegend, im Hemd, mit durchschnittener Gurgel. Nachdem er sich von dem furchtbaren Anblick erholt, stürzte er zur Polizei, und diese constatirte bei dem Concierge, daß Marie Aguetan — dieses ist der Name des sehr hübschen ermordeten, 28jährigen Mädchens — gegen Mitternacht mit einem Manne, den sie wohl im Eden-Theater, dem Versammlungsorte der besseren Koketten, getroffen, nach Hause zurückgekehrt sei. Die Dienstmagd im Hause, die in der Küche die Rückkehr ihrer Herrin erwartete, will nach Mitternacht an die Thür geklopft und gefragt haben, ob sie noch ihrer Dienste bedürfe. Da sie eine Antwort nicht erhielt, zog sie sich in ihr Schlafzimmer zurück. Gegen 1 Uhr habe dann der Fremde, so erzählt der Portier, das Haus wieder verlassen, doch habe er, halb im Schlaf, sich die äußere Erscheinung der Persönlichkeit nicht eingeprägt.

Das Motiv dieses Mordes war Habsucht. Bles sind 6000 Francs in Baar gestohlen worden und fast alle der Aguetan gehörige Schmucksachen, die deren sehr viele besaß, was ihr den Namen der fille des diamants („Diamantenmädchen") in der Nachbarschaft verschafft hatte. Auch in diesem Falle ist der Mörder noch nicht entdeckt. Es scheint, daß, während er sein Opfer mit einem Arm liebkosend an sich zog, er ihm mit der anderen Hand mittelst eines Rasirmessers den verhängnißvollen Schnitt beibrachte.

Ein gewisser Schrecken hat sich der ganzen Stadt bemächtigt. Man schüttelt bedenklich den Kopf über die Verwilderung der Sitten, und man wirft einen großen Theil der Schuld auf den Präsidenten der Republik, den man thörichter Weise beschuldigt, allzu große Milde bezüglich der Vollstreckung der Todesurtheile walten zu lassen. Darin ist sicherlich nicht die Ursache zu suchen. Sie liegt vielmehr in der Lauheit der mit der Verhinderung der Verbrechen beauftragten Polizei, in der in immer weiter Ferne gerückten endlichen Anwendung des Gesetzes über die Exportation der rückfälligen Verbrecher, in der allzugroßen Nachsicht gegen die, welche in frecher Weise, wie der Bürger in Lisbonne in seiner Kneipe „das Bagno", die Institutionen zur Sühne der Verbrechen verspotten und damit die Begriffe über das Entbehrende der Strafen verdrehen.

Man wolle nun aus diesen Verbrechen nicht gleich den Schluß ziehen, als ob Paris ein einziges großes Räubernest wäre. Paris ist dies nicht mehr und nicht weniger als jede andere große Stadt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Morde, sich immer zu zweien und dreien gleichzeitig zu zeigen. Hoffen wir, daß die Serie erschöpft und daß wir in nächster Zeit Ruhe haben.

„Unsere" Verbrecher im Ausland.

Der Erfolg, welchen die berühmten, jüngst glücklich eingefangenen Geldschranksprenger „Sheeny Mike" Kurtz und Billy Porter auf ihrer letzten europäischen „Kunstreise" gehabt haben, veranlaßte — wie unsere Geheimpolizei ermittelt hat — bereits eine beträchtliche Anzahl anderer Größen der amerikanischen Langfingerzunft, in der alten Welt ihr Glück zu versuchen. Unter Hinweis auf diese interessante Thatsache machte dieser Tage der bekannte Detectiv Robert Pinkerton, einer der beiden Söhne des vielgenannten Allan Pinkerton, folgende bemerkenswerthe Mittheilungen:

Amerika kann sogar auf seine Spitzbuben stolz sein (der Nativismus um jeden Preis ist doch gar zu schön); amerikanische Diebe haben fast durchweg im Ausland Triumphe zu verzeichnen. Nur wenige unbedeutendere Größen haben mit ihren europäischen Operationen Pech gehabt, und das ist für die Uebrigen nicht abschreckend. Europa hat in nächster Zeit einen bedeutenden Andrang amerikanischer Diebe zu erwarten. Ich habe im Allgemeinen gefunden, daß unsere Verbrecher nicht nur wesentlich schlauer sind, als die britischen oder französischen oder deutschen, sondern auch mehr Kaltblütigkeit und Verwegenheit besitzen. Sie nehmen, wenn sich die Sache nur lohnt, selbst das größte Risico in Kauf. Dazu kommt noch ein specieller Vortheil, den die amerikanischen Spitzbuben im Auslande bis jetzt durch die Verhältnisse gehabt haben. Das Sprengen von Geldschränken nämlich und überhaupt alle „Arbeiten" verwegener Art, auf die sich gerade unsere Gauner mit Vorliebe verlegen, kommen in Europa noch verhältnißmäßig selten vor, weshalb man für solche Eventualitäten am wenigsten gerüstet ist. In Folge dessen werden den Leuten von amerikanischen Langfingern fortwährend riesige Summen unter der Nase weggestohlen, und sehr selten wird der Thäter erwischt. Wenn man aber dann und wann einen derselben abfaßt, kann er allerdings gewiß sein, die härteste Strafe zu bekommen, welche das Gesetz erlaubt.

Einer der hervorragendsten amerikanischen Langfinger, welche Europa zum Schauplatz ihrer Operationen machten, war Dan Noble, alias Dan Dyson. Derselbe kam im Jahre 1873 nach England und associirte sich dort mit den renommirten New Yorker Spitzbuben Johnny Miller, Joe Chapman und Jack Phillips. Das vierblätterige Kleeblatt weidete das ganze europäische Continent ab und beschwindelte u. A. eine große Anzahl Auswanderungslustiger in Süddeutschland, der Schweiz und Belgien mit gefälschten amerikanischen $50-Scheinen. Noble wurde endlich in Paris vom Verhängniß ereilt; er fiel dabei selbst mit einem großen Diamantschwindel rein und wurde zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Lange blieb aber der Vogel nicht im Käfig; ohne viele Schwierigkeiten brach er aus und wandte sich nach England, wo er mit zwei britischen und einem amerikanischen Zunftgenossen ein Compagnongeschäft begann. Seine drei Kumpane wurden wegen einer frechen Fälschung verhaftet; Noble entkam nach Italien, wurde aber dort dingfest gemacht, nach London zurücktransportirt und erhielt 20 Jahre Zuchthaus, die er nicht überlebte.

Im Frühjahr 1884 unternahmen Bill Flynn, alias Boston Flynn, (der durch eine falsche Beschuldigung auf die Bahn des Verbrechens getrieben worden war), sowie der ehemalige Bostoner Spielhöllenbesitzer Jimmey Burns und ein gewisser Bill Baker eine Kunsttour nach den europäischen Gestaden. In Stockholm, Schweden, beraubten sie einen königlichen Bank-Laufburschen um 1900 Kronen (ungefähr $500), wurden aber verhaftet und erhielten 6 Monate harte Arbeit; außerdem hatten sie das geraubte Geld zu vergüten, was ihnen aber in Folge ihrer vorigen „jobs" nicht schwer fiel. Immerhin war ihre Europareise im Ganzen sehr einträglich.

Der Chicagoer Oberdieb „Kid Meaney" hätte vor noch nicht langer Zeit mit mehreren Spießgesellen im Norden Englands beinahe $100,000 geraubt; als sie im schönsten Zug waren, wurden sie jedoch entdeckt und hatten ein verzweifeltes Revolvergefecht mit Polizisten und Anderen, wobei es mehrere Todte gab. Meaney wurde endlich eingefangen und sitzt jetzt eine 20jährige Zuchthausstrafe ab. Ich könnte einen New Yorker Dieb nennen, der hier stets als lumpiger Stümper galt, in England aber riesiges Glück hatte und jetzt auf seinen Lorbeeren ausruht und ein „wohlerworbenes" Vermögen von $160,000 verzehrt. England hat uns seinerseits nur wenige Spitzbuben auf den Hals geschickt, und das waren meist nur kleine Ladendiebe und ähnliches Gelichter.

Ein Kerl, der die Behörden beider Continente, vorzugsweise allerdings die amerikanischen, seit einem Vierteljahrhundert am Narrenseil herumführt, erst zweimal verhaftet wurde und beide Male entkam, ist Sam Perris alias Worcester Sam, vielleicht der verwegenste und schlaueste Geldschranksprenger unserer Zeit; er „arbeitet" stets mit Dynamit und hat noch niemals seinen Zweck verfehlt. Seine Gattin unterstützt ihn getreulich in seinem Werke, und die Beiden leben auf großem Fuße. Schon öfter wollten ihn andere bekannte Spitzbuben an die Geheimpolizei verrathen, — er aber vereitelte die vereinten Bestrebungen Beider.

Was überhaupt die Geldschrankfrage betrifft, so kann ich Jedem nur empfehlen, Spinden lediglich zur Aufbewahrung von Büchern und Papieren zu verwenden: nur dann wird der Inhalt nicht angegriffen. „Diebessichere" Spinden sind Humbug; die richtigen Einbrecher lachen über diese Dinger und sprengen sie, wenn auch nur $20 darin sind.

Eines Geldkönigs böses Gewissen.

Häufig wird in der Presse gemeldet, der Geldmagnat Jay Gould habe wieder einmal für einige Zeit New York verlassen, um eine Tour über seine südlichen und westlichen Bahnlinien zu machen. Das sind gewöhnliche falsche Gerüchte, welche seine Feinde von der richtigen Fährte ablenken sollen. Gould hat — wie aus dem Süden geschrieben wird — schon seit Jahren nicht mehr gewagt, eine Tour der genannten Art zu machen. Es giebt viele, viele Meilen von Goulds Bahnen, welche er unter keinen Umständen selber zur Reise benutzen würde. Denn er fürchtet für sein Leben, und er hat Grund genug dazu.

Jüngst kam der Millionenverschlinger in aller Stille zu Charleston, S. C., an, um von da mit seiner Privatjacht eine Wintertour durch die südlichen Gewässer zu unternehmen (trotzdem gleichzeitig mit Hilfe des Telegraphen ausgesprengt wurde, Gould habe dieses Project fallen gelassen und eine Inspectionsreise über die Süd-Pacificbahn angetreten). In seiner Gesellschaft befand sich außer seiner Familie und seinem Hausarzt noch eine andere Person von sehr eingezogenem Wesen,—eine Person, die man sonst nicht, wenigstens nicht auf unserem Continent, in Reisegesellschaften findet, die aber von Jay Gould für den allerwichtigsten Begleiter der seinigen gehalten wurde. Diese Person war ein Beamter einer New Yorker Detectivagentur, deren hauptsächlicher Kunde Gould sein soll.

Wie man hört, hat der Halsabschneiderkönig vor etwa 6 Jahren begonnen, die Geheimpolizei unausgesetzt und in großem Maßstabe in seine Dienste zu nehmen. Damals soll er gerade einem Complot auf die Spur gekommen sein, einen Specialzug, auf dem er mit Russell Sage eine Tour unternehmen wollte, zum Entgleisen zu bringen. Seitdem kosten ihm seine Geheimpolizisten, wie einer seiner besten Bekannten behauptet, jährlich mehr Geld, als alle Clerks in seinen New Yorker Bureaus.

Seine Reisen haben jetzt Aehnlichkeit mit denen eines russischen Czaren; denn er schickt erst auf weite Strecken Spione voraus. An der Wabash- der Missouri-Pacific-, der Texas-Pacific und der Missouri-Kansas und Texas-Bahn soll ein ganzer Schwarm Spitzel sich herumtreiben, welche ihn von jedem Anschlag, ja von jeder Drohung sofort benachrichtigen. Gould verwendet die Geheimpolizei übrigens auch zu geschäftlichen Zwecken.

Im Norden hat man keine Ahnung davon, wie tief Jay Gould an den südlichen und südwestlichen Bahnlinien gehaßt wird; jede That gegen ihn würde dort Billigung finden. Denn man erblickt in ihm nur einen rücksichtslosen, gemeinen und grausamen Frohnvogt, der sich nichts daraus macht, Legionen von Menschen in den Tod zu treiben, um seine Habgier zu befriedigen, und der mit Existenzen spielt, wie die Katze mit den Mäusen. Hunderte von Angestellten seiner Bahnen haben ihm den Untergang geschworen. Er weiß das ganz genau und richtet sich darnach, — auf seine Art.

Beamten-Blutegel.

Wie ein Correspondent aus der Bundeshauptstadt schreibt, machen daselbst jetzt viele „Menschenfreunde" ein blühendes Geschäft daraus, Regierungsclerks, die in Geldnöthen stecken, Gelder gegen Wucherzinsen zu leihen. So oft ein solcher Clerk in der Klemme ist, borgt er von einem dieser Geldonkel einen seinem Gehalt entsprechenden Betrag auf 30 Tage und muß dafür 5—10 Proc. Monatszins zahlen. Es ist schrecklich, aber wahr, daß eine beträchtliche Anzahl leichtfertiger Beamter sich dieser bedenklichen Hilfsquelle unausgesetzt bedient. Der hohe Zinsfuß wird mit dem angeblichen großen Risiko gerechtfertigt. Doch ist ein solches thatsächlich nicht vorhanden; denn wenn die Zahlung nicht recht zeitig erfolgen sollte, so kann sich der Wucherer an das betreffende Departement halten und den Mann um seine Stelle bringen; Fälle von plötzlichem Tod oder Entlassung sind aber sehr selten. Einer der schlimmsten Wucherer soll ein ehemaliges Congreßmitglied aus Virginien sein, dessen Einnahmen aus diesem Geschäft sich jährlich auf $6000 belaufen sollen.

Desperado und Sheriff.

Der Uebergang vom Verbrecherthum zu einer amtlichen Stellung ist in einem amerikanischen Grenzstädtchen viel leichter, als sich Mancher vorstellt. Den meisten unserer westlichen Desperados ist der Kampf und die Aufregung die Hauptsache, und es macht ihnen wenig Unterschied, ob sie auf dieser oder auf jener Seite ihrer Liebhaberei nachgehen. Auch hat man ja schon in vielen Fällen beobachtet, daß die gefürchtetsten Verbrecher nachher die besten Ordnungswächter abgeben, wenn sie Gelegenheit dazu erhalten. Ein besonders bezeichnendes Beispiel hierfür bietet der jetzige Hilfssheriff in Chadron, Sioux County, Neb., der noch vor kurzer Zeit so berüchtigte „Doc Middleton". Bundestruppen und Vigilanten haben diesen Mann Jahre lang umsonst verfolgt, und schon Dutzend Male hieß es, er sei erschossen oder gelyncht worden. Er war der Schrecken des ganzen Countys und der benachbarten Landstriche, und nicht eher wurde man mit ihm fertig, als bis er Hilfssheriff von Sioux County geworden war. Bis jetzt hat man wahrlich noch keine Ursache gehabt, diese Wahl zu bereuen; er hat sich als Beamter nicht minder berühmt gemacht, wie als Desperado, und in Chadron herrschen heute so geordnete Verhältnisse, wie sie kaum in einer zweiten neu entstandenen Grenzstadt zu finden sein dürften.

Allerdings strömt in Chadron, als dem jetzigen Endpunkt der Eisenbahnlinie, eine große Masse Kümmelblättchenritter, rauflustiger „Kuhjungen" und berüchtigter Verbrecher aus der Umgegend zusammen; dieselben richten aber auffallend wenig Unheil an. Middleton, ihr ehemaliger Spießgeselle, hält sie alle im Zaume. Er ist dermaßen gefürchtet von seinen alten Kumpanen, daß es selten auch nur zu einem Versuche kommt, mit ihm anzubinden. Ueberall, wo er mit seinen zwei langen Revolvern erscheint, da wird es todtenstill, wenn vorher auch ein Höllenlärm geherrscht; die Unruhestifter überläuft eine Gänsehaut, und sie bitten um „gut Wetter."

Jüngst wurde Middleton spät Nachts gemeldet, daß im „Occidental Saloon" ein Desperado, der soeben aus New Mexico angekommen sei, die Gäste in furchtbare Angst versetze und die ganze Stadt von unterst zu oberst zu kehren drohe. Hui, war das ein Spaß für Sheriff Middleton, der schon lange keinen richtigen „Job" mehr gehabt hatte! Er sprang aus dem Bette, steckte seine Schießeisen zu sich und eilte nach dem Kampfplatze. Dort postirte er die Burschen, die ihn geholt hatten, an der Vorderthüre der Spelunke, während er selber an der Hinterthüre einen Augenblick lauschte. Ein wüstes Geschrei drang aus der Stube, plötzlich krachte ein Schuß. Jetzt riß der Sheriff die Thüre auf und trat langsamen Schrittes hinein. Sämmtliche Gäste standen auf Stühlen und Tischen und zitterten an allen Gliedern; nur ein Fremdling stand auf dem Boden und zückte seinen Revolver fluchend bald dahin, bald dorthin.

Es war der Bandit Rom Griffin, den Middleton seit 10 Jahren sehr gut kannte. Sobald er des Letzteren ansichtig wurde—ohne jedoch von seiner amtlichen Stellung zu wissen—rief Rom erstaunt: „Ei zum Teufel, Doc! Auch Du hier? Warum hast Du kein Wort bis jetzt gesagt? Jetzt wollen wir aber mit der ganzen Bande Eins trinken." Middleton stellte sich ihm feierlich als Sheriff vor und befahl ihm, die Mordwaffe unverzüglich einzustecken, — was er auch sehr prompt that. Dann goß wirklich die ganze Bande Einen hinter die Binde, der Sheriff entfernte sich wieder unter furchtbaren Drohungen, und die ganze Nacht über kam nichts weiter vor. Am anderen Morgen stattete der Oberbandit seinem ehemaligen Spießgesellen einen Ehrenbesuch ab und lieferte ihm sogar einen—Unterbanditen ein, den er wegen Ruhestörung verhaftet hatte.

Kurz vor Weihnachten erschienen in Chadron einige Bundessoldaten, die sich einen Rausch holten und dann einen furchtbaren Radau verübten. Middleton gebot ihnen Ruhe, sie aber hänselten ihn und zeigten grinsend auf ihre geladenen Flinten. Gerade legte einer das Schießeisen auf ihn an, in diesem Moment hatte ihm aber auch der Sheriff schon eine Kugel mitten durch das linke Ohrläppchen geschossen. Dieses Ziel wählt sich Middleton, nebenbei bemerkt, mit besonderer Vorliebe, wenn er den Feind nur abschrecken will. Der Soldat hatte keine Lust, das Duell fortzusetzen. Noch ehe die Sonne aufging, hatte der Sheriff die ganze Gesellschaft zum Ort hinausgefeuert; zum Abschied rief er noch dem Angeschossenen nach: „Sage deinem Vorgesetzten, der Sheriff von Chadron schicke ihm diesen Denkzettel als Weihnachtsgeschenk, und wenn er noch mehr von dieser Sorte haben will, soll er nur seine ganze Compagnie hiersenden,"

„Doc" ist ein unentbehrlicher Ordnungswächter geworden; es ist nur zu fürchten, daß er nicht lange mehr sein Amt behalten will. „Weiß der Teufel," sagte er dieser Tage, „es ist mir viel zu ruhig hier geworden. Die Kerls fürchten mich allzu sehr und stellen gar nichts mehr an. Das wird mir auf die Dauer langweilig, mein Geist dürstet nach Thaten. Wenn ich nicht bald gehörig in Arbeit gesetzt werde, hänge ich im Frühjahr das Geschäft an den Nagel".

— Ueber ein grauenhaftes Gemetzel in Schwansen in Schleswig berichtet die „Kiel. Ztg." Folgendes: Auf dem Gute Schwonendahl in Schwansen kam es zu einem blutigen Rencontre zwischen zwei Knechten und der Herrschaft, wobei die Frau des Hauses, der erwachsene Sohn und der Herr theils schwer, theils minder schwer verwundet wurden, während einer der Knechte seinen Tod dabei fand. Der eine der Knechte wurde nämlich am Abend vorher abgelohnt. Er soll sich nun am nächsten Morgen in das Wirthshaus begeben haben und, nachdem er sich betrunken, wieder zurückgekehrt sein, um den andern Knecht aufzuhetzen. Beide drangen dann in die Wohnstube und fingen mit der Herrin Streit an, wobei der eine derselben der Frau einen Messerstich in die Brust versetzte. Darüber kam der erwachsene Sohn, welcher gerade von der Jagd heimkehrte, hinzu; er riß die Flinte von der Schulter und wollte auf den Angreifer schießen. Dabei wurde ihm aber die Flinte von dem Anderen entrissen, der ihm nun mit dem Kolben einen solchen Schlag auf den Kopf versetzte, daß er sogleich mit einer klaffenden Kopfwunde zurücktaumelte. Durch den Lärm war der Herr aufmerksam gemacht; er eilte herbei, worauf auch er angegriffen wurde. Einer der Angreifer versetzte ihm mit dem Messer einen Stich in den Unterleib; er taumelte zurück, behielt aber noch so viel Geistesgegenwart, daß er das Gewehr ergriff und den Hauptangreifer, der schon geäußert, er (der Herr) solle todt auf dem Platze bleiben, und der wieder auf ihn einstürmte, niederstreckte. Der aus Kappeln herbeigeholte Arzt constatirte den Tod des Knechtes und legte den Verwundeten Verbände an. Der Gutsherr soll schwer verletzt sein, sodaß man fürchtet, er werde nicht mit dem Leben davonkommen. Der andere Knecht ist geflüchtet. Der Getödtete soll aus Ostpreußen stammen und vor noch gar nicht langer Zeit auf Schwonendahl in Dienst getreten sein.

Verschiedenes.

— Ueber die schreckliche Katastrophe, welcher mehr als zwanzig Menschenleben (nach den Aussagen der Gerichtsärzte, die nach den Knochenresten schlossen, sogar mehr als vierzig) zum Opfer fielen, wird aus Lemberg geschrieben: „Der Armeelieferant M. Rosner hat vor zwei Jahren für die Lemberger Militär-Intendantur in der Janower Vorstadt mehrere Heumagazine erbaut. Eines derselben war blos mit Schindeln gedeckt und von allen Seiten offen. Dasselbe diente verschiedenen Unterstandslosen, welche aus Lemberg abgeschafft waren und daher die Polizei meiden mußten, zur Nachtherberge. Außerdem suchten in dem gedachten Magazine auch solche Individuen Unterstand, die keine Beschäftigung hatten. Erst vor einigen Tagen wurden dort bei einer nächtlichen Razzia 48 Individuen, darunter mehrere Frauen, von der Polizei arretirt. Um sich nun vor der Behörde zu verbergen, vergruben sich diese Unterstandslosen mehrere Meter tief im Heu, so daß bei einer neuerlich vorgenommenen nächtlichen Revision des erwähnten Heumagazins die Bajonnette der Polizeisoldaten diese Individuen nicht erreichen konnten. Sonntag, den 17. Januar brach in diesem seltsamen Nachtlager eine große Feuersbrunst aus. Sofort erschien an Ort und Stelle das ganze städtische Feuerwehrcorps mit dem Kommandanten und darauf auch die freiwillige Feuerwehr, sowie eine starke Militär-Abtheilung. Das riesige Heumagazin stand bereits in hellen Flammen. Man war gewiß, daß im Brandobjekte Menschen sich befinden, und doch war an eine Rettung nicht zu denken. Die unermeßliche Hitze und der erstickende Rauch machten jeden Versuch, sich dem brennenden Magazine zu nähern, unmöglich. Bald erblickte man in den Flammen einige verkohlte Menschengestalten und trotz der Lebensgefahr wagten sich der Polizei-Commissär Gorecki und der Bäckergehilfe Zajaczkowski in das Innere des Magazines hinein und brachten bald zwei gräßlich verstümmelte, halbverkohlte Leichname hervor. Kurz darauf erblickte man einen in Lumpen gehüllten brennenden Menschen, der aus dem Heumagazine herausstürzte, durch eine Strecke der Janower Gasse wie wahnsinnig lief und vor einem Hausthore zusammenbrach. Es war dies der 14jährige Gärtnerlehrling Anton Horowic aus Rzeszow, den sein Meister vor einigen Wochen nach Lemberg gebracht und hier verlassen hat. Der Unglückliche, eine Waise, suchte in diesem Massenquartiere seine nächtliche Zuflucht. Horowic erlitt furchtbare Brandwunden und erblindete vollständig. An sein Aufkommen ist kaum zu denken. Der Brand dauerte den ganzen Sonntag hindurch. Gegen Abend wurde eine Ladung verkohlter Menschenknochen in das Commissariat des zweiten Bezirks gebracht.

— In der Nähe der ungarischen Ortschaft Revucza im Liptauer Komitate wurden am 17. Januar acht Bauern von einer herabstürzenden Lawine getödtet. Zehn Bauern hatten sich nämlich auf den Weg gemacht, um ihre Schafheerden aufzusuchen, die außerhalb der Gemeinde überwintern; plötzlich stürzte dröhnend eine Lawine herab und begrub, wie bereits erwähnt, acht Personen, die in die Tiefe geschleudert wurden. Zwei Bauern, die etwas zurückgeblieben waren, entgingen dadurch dem furchtbaren Schicksale ihrer Genossen. Am 19. Januar begaben sich Gerichtspersonen, Aerzte und viele Bewohner der Gemeinde auf den Unglücksschauplatz, konnten jedoch absolut nichts ausrichten, denn es lag eine ungeheure Schneemasse aufgehäuft, unter der die verunglückten Bauern begraben sind. Die Leichname müssen dort bleiben, bis der Schnee schmilzt.

— Die „Mosk. Wied." machen auf Grund eines angeblich geheimen Ausweises des griechischen Kriegsministers über den Stand der griechischen Armee interessante Enthüllungen. Diesem Ausweise zufolge zählt die griechische Armee sammt Reserven 72,779 Mann inclusive 1846 Officiere, 6436 Unterofficiere und 1249 Tambours und Hornisten. Hiervon befinden sich in den Spitälern 6032 Kranke. Die Zahl der Deserteure und der nicht erschienenen Reservisten beträgt 18,700. Die gesammte griechische Armee beträgt somit blos 46,798 Mann, und nicht, wie die griechische Regierung verbreitet, 85,000 Mann.

— Aus Nordhausen, 12. Jan., wird gemeldet: Nachdem in der Angelegenheit des Branntwein-Monopols die städtischen Behörden, die Handelskammer, die 96 Branntwein- und Spritfabrikanten, sowie die Spritthändler, dann eine Volksversammlung und die 54 Böttchermeister, die 76 Böttchergesellen und die 285 Brennerei-Arbeiter Petitionen an den Bundesrath, den Reichskanzler, den Handelsminister und den Reichstag um Abwendung des Monopols gerichtet haben, geht eine solche an den Fürsten Bismarck und an den Reichstag gerichtete Petition der gesammten Bürgerschaft zur Unterschrift von Haus zu Haus, in welcher energisch gegen das Monopol protestirt wird. Es heißt darin, daß durch den in der Presse mitgetheilten Entwurf die gesammte Einwohnerschaft Nordhausens, ohne Unterschied der politischen Gesinnung, in Bestürzung und große Sorgen für sich und um die Zukunft ihrer Vaterstadt versetzt worden sei. Es bedeute die Einführung eines solchen Gesetzes für Nordhausen, dessen Bewohner in ihrer überwiegenden Mehrheit die Vortheile des alten ausgedehnten einheimischen Erwerbszweiges der Brennereien direkt und indirekt zu Gute kämen, der Verfall der Stadt und die Verarmung ihrer Bewohner. (Nordhausen führt 20 Millionen Liter Spiritus ein und versendet 50,500,000 Liter Branntwein für alljährlich rund 15 Millionen Mark.) Der Geschäfts- und Fremden-Verkehr hier sei durch das Branntweingeschäft, welches eine Specialität Nordhausens sei und im Reiche einzig in seiner Art dastehe, ein sehr lebhafter. Alle übrigen hiesigen Industrien, Gewerbe und Handwerke würden in ausnehmender Weise unterstützt durch denselben. Diese erweiterten Erwerbsgelegenheiten gäben den Nordhäuser Einwohnern die Möglichkeit, die starken Kommunallasten der Stadt zu ertragen. Es wird weiter ausgeführt, daß Nordhausen durch die Einführung des Monopols eine verlassene arme Kommune mit entwertheten Grundstücken und einem Reste verarmter Einwohner werden würde.

— Eine originelle Maßregel, die mindestens den Beifall einer Anzahl von Frauen finden dürfte, wurde in Oesterreich getroffen. Es soll nämlich kein verheiratheter österreichischer Staatsbürger fürderhin ohne ausdrückliche Einwilligung seiner Ehegattin einen Reisepaß für das Ausland erhalten. Die wunderliche Verfügung wurde sogar schon zum Gegenstand einer Interpellation im niederösterreichischen Landtage gemacht, und die Fragesteller erbaten sich von der Regierung eine Auskunft darüber, „durch welche Ursachen die Maßregel hervorgerufen wurde"? Beantwortet wurde diese Interpellation noch nicht.

Vom Berliner Droschkenkutscher-Ball.

Tänzerin (athemlos): Hören Sie uff, Herr Lehmann; ich kann nich mehr. — Tänzer: Is nich, Karolineken. Sie haben mir vor eine Doppeltour engagirt, und die muß abjewalzt werden.

* * *

Kutscher, Kellner, 'ne Pulle Rothspohn.—Kellner: Vielleicht die Flasche zu 'ner Mark?—Kutscher: Vom besten, den Sie haben. Ich bin Kutscher erster Jüte und reflektire nur auf eben solch Jetränk. (Ulk).

Dem Ueberdrüssigen.

Vom gewohnten Weg des Lebens
Schlag' die Seitenthäler ein,
Und sie werden deinem Auge
Voller Reiz und Neuheit sein.

— Vorahnung. Ein Hase und eine Katze haben Freundschaft geschlossen und kommen auf einem Abendspaziergang an ein Wirthshaus, über dessen Thüre angeschrieben steht: „Heute Abend Hasenbraten." Hui, wie hat sich da der Has' aus dem Staube gemacht — und erst die Katz'!!

— Schrecklich. Freier: „Wie, Pauline, Sie geben mir einen Korb? Das sind also meine Träume, meine Hoffnungen! Die schöne Hochzeitsreise in's Wasser gefallen — und ich Unglücklicher habe mir schon einen Bädeker — ausgeliehen!"

— Genügend erklärt. „Füsilier Puster, wissen Sie, warum Sie beim Schwören drei Finger in die Höhe halten müssen? — „Zu Befehl! Einen mit Gott, einen für König und einen für's Vaterland."

— Glänzendes Zeugniß. — Baron: „Nun, wie sind Sie mit den Fortschritten meines Sohnes zufrieden?" — Hauslehrer: „Ich darf wohl dreist behaupten, Herr Baron, der Herr Sohn überwindet die leichtesten Dinge mit den größten Schwierigkeiten.

— Neue Art der Entschuldigung. „O, lieber Freund, verzeihen Sie, daß ich Ihnen jetzt erst zu Ihrem Orden gratulire. Man hatte es mir zwar schon lange gesagt, daß Sie diese Auszeichnung empfangen—aber ich hatte es gar nicht glauben können!"

— Kennzeichen. Vater (der sich erkundigen will, wie weit sein Söhnchen Fritz bereits im Lateinischen ist): „Sag' einmal, Fritz, welch' Unterschied ist zwischen den regelmäßigen und unregelmäßigen Verben?"—Fritz: „Bei den unregelmäßigen—haut der Lehrer mehr, als bei den regelmäßigen."

— Neues Vergehen. Als in einem Städtchen der Besuch des Königs angesagt war, hatte ein Student den Polizeidiener — der einen Böller losfeuern sollte, sobald er den Wagen des Landesfürsten erblickte — bestochen, im nächstgelegenen Wirthshause Bier oder Brod für ihn zu holen. Während dieser abwesend war, brannte er den Böller ab und veranlaßte dadurch bei der harrenden Bürgerschaft große Aufregung, sowie Glockengeläute und dergleichen. Er wurde vor Gericht gestellt und dieses verurtheilte ihn wegen „verfälschter Königsnähe"!

— Der philosophische Schuster: „Auf der Welt wär' Alles so schön eingetheilt? Ja, warum hat dann der Mensch nicht vier Füße?"

— Vertheidigung. Richter: „Sie sind angeklagt, im Wirthshause des Peter Stößl eine falsche Banknote verausgabt zu haben. Wußten Sie, daß die Note falsch ist?" — Angeklagter: „Ja, seh'n S', hoher G'richtshof, ich war mir selber nit ganz g'wiß. Einen Tag hab' ich glaubt, sie is echt, 'n andern hab ich mir 'dacht, sie is falsch. Darauf kann ich aber hundert heilige Eid schwören, daß ich an dem Tag, wo ich dem Stößl den Zehner 'geben hab', 'glaubt hab', daß er echt is."

— Eingegangen. Ein Kaufmann engagirt einen Ausgeher, da dieser in der Kleidung sehr heruntergekommen ist, kann er ihn zu Geschäftsgängen, besonders für die feine Kundschaft, nicht benützen, so daß sich der Kaufmann deshalb entschließt, ihm von seinen eigenen Sachen einen Anzug machen zu lassen. Am nächsten Lohntage tritt nun der Ausgeher in seinem neuen Anzuge vor den Kaufmann und bittet um seine — Entlassung. Auf die verwunderte Frage des Kaufmanns, was ihn dazu veranlasse, erhält er zur Antwort: „Ja, wissen Sie, Herr Principal, in dem schönen Anzug bekomm' ich leicht eine Stellung als Diener in einem herrschaftlichen Hause!"

— Rhetorische Intervention. Beim Diner zu Königs Geburtstag will der Herr Oberst von Karfunkelstein ein Hoch auf Se. Majestät ausbringen. Der Herr Oberst ist kein großer Redner, pflegt öfters Pausen zu halten und seinen Worten durch eine entsprechende Handbewegung den nöthigen Nachdruck zu geben. Der Herr Oberst beginnt seine Rede mit den Worten: Wir haben nur einen Gott—und das ist unser Gott! — Pause—Handbewegung. Wir haben nur einen König — und das ist unser König! — Pause. Da unterbricht ein Lieutenant, der schon etwas stark gefeiert, diese Pause mit den Worten: Wir haben nur einen Stein — das ist der Karfunkelstein!

— Im Weine ist Wahrheit. Erster Freund (beim Glase Wein): Weißt Du, lieber Schlumberger, ich kenn' Dich jetzt schon seit 20 Jahren und wir sind uns in herzlichster Freundschaft zugethan gewesen. — — Zweiter Freund: Stimmt, stimmt! Erster Freund (fortfahrend): Aber ich habe Dich — nie leiden können.

— Hinausgegeben. Conducteur: „Sehen Sie denn nicht, daß hier 1. Klasse ist —dort steigen Sie ein!...... Diese Lackeln rennen umeinander, als wenn sie stock närrisch wären! Jede Sau findet doch ihren Stall!" — Bauer: „Dös is schon richti'; — aber der Saubu' muß do' z'erst 's Thürl aufmachen, sonst können s' net 'nein!"

— Daß selbst die Volkssage sich gegen die ungenügende Füllung der Gläser in den Wirthshäusern gewendet hat, dürfte wohl wenig bekannt sein. In der Kirche zu Schwarzenstein bei Rastenburg, so schreibt man dem „Leipziger Tgbl.", sind zwei eiserne Hufeisen aufgehängt, an welchen eine darauf bezügliche Volkssage haftet. Die Wirthin zu Schwarzenburg trieb nämlich so unverzeihliche Sparsamkeit beim Biereinschenken, daß es selbst dem Gottseibeiuns zu toll wurde. Dieser nahm einst in später Stunde die Wirthin, verwandelte sie in ein Pferd und weckte den Schmied, er sollte ihm dasselbe beschlagen. Die verwandelte Wirthin bat den Schmied, er sollte nicht so stark und nicht so geschwind schlagen. Da erkannte der Schmied des Satans Betrug, denn die Wirthin war seine Gevatterin, oder wie Andere sagen, seine Schwiegermutter. Alsbald fing der Hahn an zu krähen und der Zauber war vorbei. Die Wirthin lag in Folge des Schrecks eine Zeit lang krank. Als sie wieder gesund geworden, zapfte sie stets die Krüge so voll, daß sie überliefen. Die Hufeisen aus jener Nacht aber wurden zur Warnung für geizige Bierschenken in der Kirche aufgehängt.